

**Zeitschrift:** Bauen, Wohnen, Leben

**Herausgeber:** Bauen, Wohnen, Leben

**Band:** - (1955)

**Heft:** 21

**Artikel:** Theater und Universität

**Autor:** Steiger, Emil

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-651116>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

bleibt die Stadt anpassungsfähig; dank ihrer restlosen Angepaßtheit und nie versagenden Anpassungsfähigkeit ist sie ein Beispiel vollkommen harmonie und deren lieblichstes, schmetterlingschönes Geschöpf geworden...»

Und zweitens sagt Hermann Hiltbrunner:

«Was größeren Städten etwa nachgesagt wird, daß sie menschliche Tiefe veroberflächlichen, kosmisch gerichtetes Gemüt gesellschaftlich verflachen, gilt für Zürich nicht. Schaffende Größe vermag, wenn sie will, in Zürich noch absichts zu wohnen, findet hier noch immer die notwendige Einsamkeit; eine Konfrontation mit der Oeffentlichkeit ist nicht Gesetz, ein Konflikt mit ihr, eine Reibung an ihr nicht unumgänglich. Wo aber von einer tatsächlichen Beeinflussung die Rede sein kann, beruht sie nicht in einer Verflachung, sondern höchstens in einer Harmonisierung menschlicher Größe; denn Zürich giebt Milde und Versöhnung, vermittelnden Einklang aus über alle Kreatur. Zürich, wenn es die Schöpferische beeinflußt, harmonisiert dieses und macht im Laufe der Jahre wahrscheinlich und angepaßt, was überstiegen oder gewaltsam und erzwungen ist.»

Wenn wir Thomas Mann fragen, so schenkt er uns mit seinem Brief für das im Verlag Oprecht erschienene Zürich-Buch (mit der Einführung von Prof. Jean R. von Salis) folgendes Bekennnis:

«Die liebe Zürstadt! Hier ist sie wieder einmal in wohlgewählten, künstlerisch trefflich ausgeführten Ansichten ihrer Schönheiten und Traulichkeiten, angefangen an traumtem Ort», schrieb ich meiner Frau in das Buch „Lotte in Weimar“, aus dem ich 1938 im Schauspielhaus zum Abschied vorlas, und das ich in Amerika beendete. Fünfzehn Jahre habe ich in den komfortablen Weite jenes Landes gelebt und bin sein Bürger geworden. Aber merkwürdig! Je länger ich dort war, desto bewußter wurde ich mir meines Europäertums, und immer dringlicher, fast angstzitterte, wurde der Wunsch nach rechtzeitiger Heimkehr zur alten Erde.»

Wenn ich aber Europa dachte und sagte, so meinte ich immer die Schweiz, genauer: den ‚trauten Ort‘, den ich von frühan geliebt hatte, und in dessen Schutz ich fünf Jahre lang glücklich tätig gewesen war. Ich meinte Zürich – und so bin ich denn wieder da, wieder unter den alten Freunden, von denen nur leider mancher schon ins Ewige entschwand. Wieder blickten meine Fenster auf den See, seine abendländisch funkelnden Hügelruhe und die türmende Ferne. Der Föhnsturm fegt, er geht auf die Nerven, aber auch das gehört zur ‚Trautheit‘, und ich lächle zufrieden. Verbringung des Lebensabends und literarische Betätigung heißt es amlich als Zweck meines Aufenthaltes in

dem Papier, das mir die Niederlassung (gleich die Niederlassung!) gewährt. Literarische Tätigkeit und nicht so einfach daumendrehendes Vor dem Hause sitzen im Lebensabendschein ist also geradezu Vorschrift. Nun, auch mit diesen Zeilen, diesem Vor-Wörlein zum Zürcher Bilder-Album gehörche ich ihr. Wie gern geschieht es! Wie herzlich gern!»

Thomas Mann hat dieses Bekennen im Jahre 1952 abgelegt. Sein Brief ist keine platonische Liebeserklärung, kein bloßer literarischer Wisch. Der Autor der „Buddenbrooks“ und des „Hochstaplers Felix Krulls“ lebte nicht nur still zurückgezogen an den idyllischen Ufern des Zürichsees. Er war auch oft in der Stadt, lebte mit ihr, war bei seinen Freunden auf Besuch, saß im Café, und natürlich im Theater, wo er aber nicht nur vorlas und sich feierten ließ. Ungeniert konnte man mit ihm diskutieren, ihm opponieren, er hatte auch Kontakt mit den einfachen Leuten, mit der Zürcher Bevölkerung; ihm gefiel Zürich.

Adolf Guggenbühl ruft energisch aus: «Zürich ist kein Schmelztiegel», und erklärt: «Ich will nicht behaupten, daß ich mich in Zürich fremd fühle. Ich merke aber, daß ich nicht hundertprozentig assimiliert bin, nicht so wie jene Zürcher, deren Vorfahren schon im 18. Jahrhundert oder noch früher einwanderten.»

Zwei Jahrzehnte vor diesem Urteilspruch schrieb der Berner Hermann Hiltbrunner: «Ein Einfluß Zürichs aber ist gewiß und ist vorzuhaben: Die meisten jener Hergeriebenen und Heimatsuchenden, denen diese offenzügige, freimütige Stadt Heim und Herd verliehen hat, unterliegen der Suggestion von Landschaft und Menschen in der Weise, daß sie in kurzer Zeit irgendwie Zürcher werden, Zugezogene verfällt dieser Stadt, Fremde naturalisieren sich buchstäblich, es fällt ihnen leicht und sie bleiben der Stadt treuer als Autochthonen; für sie ist Zürich die Stadt, in der man immer wieder zurückkommen muß, wenn man einmal in ihr gewohnt hat.»

Wer hat nun hier recht? Adolf Guggenbühl oder Hermann Hiltbrunner? Und wie sieht die Schmelztiegelfrage aus, wenn wir den Gedichtband «Um uns die Fremde» von Max Hermann-Neisse (Verlag Oprecht) aufschlagen und die tieferliebten Verse «Erinnerung an Zürich» lesen: «Wie damals uns die Tage mehr beglückten: vom Frühlingsbügel grüßten wir den See, die Kinder friedlich Osterblumen plückten, und fern erglänzte der Gebirge Schnee, die Wirtin brachte morgens Festgeschenke,

dann saßen wir an dem besonnten Strand – wenn ich jetzt dieser leichten Zeit gedenke, wird mir verhaftet mein neues Herbergsland.

Einträchtig gingen wir des Waldes Pfade, die Hasen spielten, ein Fasan erschrak, als abermals das grünende Gestade vor meinem Blaue paradiesisch lag die Ostersonne rötete die Ränder, die Boote zogen ihre goldne Spur, es flatterten die bunten Fahnenbänder, und die Möwenflug die Kurven fuhr.

Wie freundlich jeder Abend mich betreute: die Schänkenstube wärmte meine Rast, bald war ich der Gemütlichkeit der Leute

ein wohlbekannter, stiller Lesegast, die Kellnerin besprach mit mir die Zeiten, der Wirtshund schmiegte sich an meine Knie, den Heimweg nachts in Ufereinsamkeiten umsang der Wellen Schlummermelodie.

Dann lag ich noch so manche gute Weile im Dunkel wunschoslos wach und war getrost: das ganze Leben hatte keine Eile. Zuletzt hat mich ein Kinderschlaf liebkost.

Es ängsteten mich keine bösen Träume, und jeder Morgen kam verliebt zurück. Die beinahe heimatisch vertrauten Räume behüteten ein stetes Frühlingsglück.

Wie damals noch das Leben mich verwöhnte, und wie es mich jetzt arm und durchtsamt macht! Was dort mit meinem Dasein mich versöhnte, jetzt mir Unglück und Gefahr gebracht.

Dort sprachen Wasser, Menschen, Gärten, Gassen mit einer Sprache, die mein Herz verstand. Jetzt weiß ich aber verbittert und verlassen in gastlichem, doch grausam fremdem Land.»

Ist das nicht ergreifend? Bedürfen diese Verse eines Kommentars? Ist das kein hundertprozentiger Lebensbeweis gegen Adolf Guggenbühls Behauptung, Zürich sei kein Schmelztiegel?

Gewiß, auch Max Hermann-Neisse wurde einmal vertrieben aus Zürich. Eine Schande war's. Eine Schande bleibt's. Aber Max Hermann-Neisse und auch seine Mithabenden wußten, daß ein Teil der Politiker und

der Einheimischen gegen diese Unzulässigkeit kämpften und, soweit dies möglich war, für Dauerasyal sorgten.

Thomas Mann bezeugt in seinem Vorwort zu «Um uns die Fremde», daß die Stadtlandschaft Zürich «vielleicht mit so schmerzlich inniger Empfänglichkeit für ihre Reize, so dankbar immer wieder anhebendem Fleiß noch niemals geschildert und gefeiert worden ist». «Ach es hat ihn», so schrieb Thomas Mann, «wie heute die Leute schon sind, auch wohl nicht lange in seinen Mauern geduldet, hat den Flüchtling wohl gemacht, sich gefällig weiter zu haben. Aber er trägt's ihm nicht nach, er singt sein Lob.» Mit neun Gedichten besang der dichterisch begnadete vertriebene Flüchtling Zürich! Trotz allem und allem.

Genügen die drei zitierten Autoren als Zeugen dafür, daß Zürich auch freundlich sein und Eis zum Schmelzen bringen kann – wenn ja, wenn es umschmelzen will? Liegt nicht gerade darin, daß Zürich den Fremden nicht wie Ibsens Knopfgießer in «Peer Gynt» zuruft: «Du mußt umgeschmolzen werden», eine spezielle Toleranz und Freundlichkeit?

Dringt Adolf Guggenbühl, der natürlich einwenden wird, es komme ihm darauf an, vor allem die Zürcher zu Zürchern zu machen, darauf, daß wir die Vox Turicensis aufrufen?

Sollen wir noch zu der von der Verwaltungsabteilung des Stadtpräsidiums herausgegebenen Anthologie «Zürcher Lyrik» greifen?

Sollen wir die Literatur- und Kunstreträger der Stadt Zürich aufrufen und um ihr Urteil bitten? Sollen wir die Literaturpreisträger C. G. Jung (1932), Felix Moeschlin (1935), Maria Waser (1938), Robert Faesi (1945), Traugott Vogel (1948) und Fritz Ernst (1951) anfragen – nachdem wir H. Hiltbrunner bereits zitierten? Sollen wir die Kunstreträger fragen? Auch hier gibt es bereits eine statthafte Reihe.

Hermann Haller (1949) und Willy Burkhardt (1950) haben zwar Limmatmäthen bereits verlassen. Beide hatten eine große Gemeinde in unserer Stadt. Darum wäre es interessant, einen Reporter in den Olympia zu schicken, um sie über den «Schmelzriegel» zu befragen. Othmar Schoeck (1943), Hermann Hubacher (1944), Arthur Honegger (1946), Paul Bodmer (1947), Ernst Morgenthaler (1952), Paul Müller (1958) und Helen Dahn (1954) sind aber auch zuständig, auch sie könnten interviewt werden.

Wenn wir sozusagen «Alles in allem» nehmen wollten, so müßten wir auch die Kandidaten für den Literaturpreis 1955 befragen und schließlich die Kernfrage stellen, ob es sich hier nicht um ein Stück der Kultur

und Gemeinschaftskrise handle. Aber wir wollen hier weder so weit ausholen und schon gar nicht von Krise reden. Wir haben ja bereits festgestellt, daß wir zur Guggenbühl'schen Kapuzinerpredigt ja und nein sagen. Wir sagen sogar zu vielen Punkten ja.

Wir sagen ja, wenn er sagt, die Zürcher seien grob. Tatsächlich: das sind sie! Wir sagen ja, wenn er feststellt: «Ein anderes Hindernis für die Erhaltung des zürcherischen Geistes bildeten die Ausländer.» Wir sagen ja, wenn er erklärt: «Viele der Berner, die sich in Zürich niederließen, waren als Künstler, Schriftsteller oder Politiker sehr erfolgreich. Ihre Anwesenheit war für Zürich bestimmt ein Gewinn; aber begreiflicherweise waren sie keine Förderer zürcherischer Eigenart, auch dann nicht, wenn sie zu den höchsten Aemtern aufstiegen.»

Adolf Guggenbühl hat hundertprozentig recht, wenn er erklärt: «Kulturflege kann nur wirksam sein, wenn sich ihrer auch die Politiker annehmen.» Er hat ebenso recht, wenn er feststellt: «Wenn sich in einem lebenskräftigen Organismus eine Krankheit ausbreitet, dann werden auch die Heilungskräfte wach.» Und die Diagnose ist richtig, wenn er Kulturpolitik als Heilmittel empfiehlt!

Mit besonderer Genugtuung erfüllt uns, daß der «Schweizer Spiegel» die «Erstellung eines monumentalen öffentlichen Gebäudes» fordert. Wir hegen und pflegen diese Idee bei den Behörden seit Jahren PD. Dr. E. J. Walter hat dieses Postulat bei der letzten Geschäftsberichtsdebatte im Gemeinderat öffentlich begründet. Großartig, was Adolf Guggenbühl diesbezüglich schreibt: «Man sollte in Zürich den Mut haben, während der jetzigen Wirtschaftsblüte wieder einmal ein monumentales öffentliches Gebäude zu erstellen, das nicht nur Zweckbau, sondern künstlerisches Monument ist, Wahrzeichen und Symbol dieser Stadt.»

Weil wir, soweit es sich nur um das Stadttheater dreht, (bezüglich des Schauspielhauses sind wir geteilter Ansicht, was wir mit der Seite 3 dokumentieren), mit Guggenbühl einig sind, daß es sich hier um eine deutsche Bühne handelt, hoffen wir, daß der Stadtrat mit der Projektierung eines neuen Stadttheaters nun energisch vorwärts mache. Ein neues Stadttheater bietet die beste Chance, den sehnlichsten Wunsch der Zürcher nach einem monumentalen künstlerischen öffentlichen Bau zu realisieren. So schließen wir unsere Betrachtung mit der Verstärkung der Forderung nach dem Stadttheaterneubau. Die künstlerisch monumentale Erfüllung dieses monumentalen Postulates wird mithelfen, «aus Zürchern Zürcher zu machen» – wie es euch gefällt!

Hans Ott

voller Wein entstehen soll. Für diese Gärung zu sorgen, dirfte im Geschlecht, das heranwächst, unserer Bühnen erste Pflicht sein. Und nach meiner persönlichen Erfahrung bin ich davon überzeugt, daß sie ihr, gewiß nicht restlos – wie wäre das möglich? –, aber meist in imponierender Weise genügen.

Es scheint etwas kühn, die Aufmerksamkeit der Behörden dafür in Anspruch zu nehmen. Wie sollen sie ihre Sorge und ihr Wohlwollen einer Institution zuwenden, die ihre eigenen Wege geht und eigene Wege gehen muß, wenn sie sich selber treu sein soll, für die jedoch nicht rein künstlerische Direktivs tödlich wären? Wir leben aber in einem Staat, der sich noch heute dieser Sorge seiner Behörden auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens rühmen darf. Unsere Universitäten erfreuen sich, trotz mancher Konflikte, einer weitgehenden Autonomie. Der Staat stellt die Mittel bereit und läßt die Dozenten in einem weitgesteckten Rahmen darüber verfügen. Wir haben uns daran gewöhnt, wir meinen, es dürfe nicht andern sein. Und doch zeugt diese Einrichtung von einer grandiosen Vertrautheit und, was wohl noch mehr bedeutet, von einem hohen Begriff von der Würde des Menschen:

Er, der Staat, ist darum bemüht, daß seine Bürger nicht nur Werkzeug, in der Hand des Staates sind. Ich weiß, daß diese Idee sich in der Wirklichkeit nicht selten trübt und minder erhabenden, dringlicheren Anforderungen weichen muß. Doch ihre Leuchtspur ist

in unserem schweizerischen Bildungswesen noch sichtbar. Und wenn wir sie bewahren wollen, dann müssen wir wünschen, daß ihr ganzer Segen auch unseren Bühnen zuteilt wird. Die Hoch- und Mittelschulen können allein das Erfordernische nicht leisten. Die beste Vorlesung über Schiller ersetzt eine wohlgelegene Inszenierung der Wallenstein-Trilogie nicht. Die Einbildungskraft der Studenten und Dozenten ist nicht stark genug, um die sensiblen Wirklichkeiten zu ersetzen. Der Übergang vom Vorgesetzten zum Angeschauten ist selber wieder eine unersetzliche Lehre. Was ein Vier vermag, «wie tief das Erz der deutschen Zunge dröhnt», was Adel der Gebärde sei, wo soll das unsere Jugend erfahren, wenn eine gediegene Bühne fehlt? Wo drängen sich die letzten Fragen des Schicksals ungeheuer auf als vor der Rampe im dunkeln Raum? Kein Unterricht und keine Wissenschaft greift so unmittelbar ans Herz, regt so den ganzen Menschen auf. Drum reden wir dem Theater das Wort, nicht der Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet, das wäre zu eng und ginge am Wesentlichen vorbei; aber dem Theater, in dem uns das Welttheater vorgespielt wird, das der Gedanke nicht entbehren mag und das auf den Werden eine magische Anziehungskraft ausübt als Antizipation des Lebens.

21/Redaktion: Hans Ott, Zürich  
Photos: W. E. Baur, W. Dryyer, Guggenbühl, Schauspielhaus Zürich  
Verlag: Cicerone-Verlag Zürich  
Druck: Genossenschaftsdruckerei Zürich

## Emil Staiger

# Theater und Universität

Dieser Vortrag wurde von Professor Dr. Emil Staiger, Ordinarius für deutsche Literaturgeschichte der Universität Zürich an einer «Präsentation des 100-jährigen Bühnenverbandes in Otten» gesprochen. Wir lassen den Text gekürzt folgen.

Die Universität ist nicht dazu da, Antwort zu geben auf die Frage: «Was soll ich tun, daß ich selig werde?» Sie hat auch nicht den Zweck, den Bürger unmittelbar und praktisch auf einen Beruf oder auf Pflichten, die der Staat ihm auferlegt, vorzubereiten. Ihr höhere und vielleicht zugleich bescheideneres Bildungsziel besteht darin, die ganze Weite dessen, was der Mensch vermag und ist, zu erschließen, damit es dem einzelnen möglich sei, in voller Kompetenz zu wählen, sich für seine Eigenschaften entscheiden und das, was er als das Seine erkennt, im Rahmen des Allgemein-Menschlichen und im Hinblick auf das Ganze zu pflegen. Ich gebe zu, daß diese Bedeutung der Universität literarum oft vernachlässigt werden muß, weil die Ökonomie des modernen Lebens sich vielen allzu gebietisch aufdrängt. Ein Unglück aber wäre es, wenn wir sie jemals ganz vergessen würden. Und wo immer sie noch in Kraft ist, da müssen wir ein ganzes Leben eingesetzen, um sie überlassen.

Das entsprach den Forderungen des Tages und wurde in weiten Kreisen mit gebührender Dankbarkeit vermerkt. Doch eben weil dieses Verdienst jetzt wegfällt oder doch nicht mehr so unentbehrlich ist wie noch vor einem Jahrzehnt, scheint ein Zweifel über die Rolle des Theaters aufzukommen. Es sind dieselben Zweifel, denen die Hochschule, die sich nicht nur als Berufsschule auffaßt, ausgesetzt ist. Zerstreuen kann sie nur die Einsicht, daß die erschütternde oder erheiternde, alle Kräfte der Phantasie belebende Darstellung des Menschenswesens in seinem Reichtum, in seiner Bedenklichkeit und seinem Glanz ihre Rechtfertigung in sich selber trägt, so wie sich auch die vorurteilslose, an keinen bestimmten Zweck gebundene, in wissenschaftlicher Form gefasste Antwort auf die Frage «Was ist der Mensch?» an sich rechtfertigen muß. Es ist die hohe Schule menschenwürdiger Freizügigkeit des Geistes. Und wenn die Freizügigkeit, die unsere Bildungsanstalten vermittelten sollen, an manche Voraussetzungen des Vorunterrichtes und

leider auch an Bedingungen pekuniärer Art geknüpft ist, so steht das Theater fast jedermann offen, dem wirklich an echter Bildung liegt. Es wäre natürlich ein Glück, wenn wir immer Aufführungen erwarten könnten, die ganz der Absicht des Dichters gemäß sind, auch dann, ja gerade dann, wenn seine Welt von der unsrigen weit entfernt ist und zu nächst Befremden auslöst. Denn eben in solchem Befremden kündigt sich eine weitere Umsicht an. Das Sonderbare beeindruckt; wir machen uns besser damit vertraut, und unverschämt öffnen sich Tore zu bisher unbetretenen Reichen des Liebess- und Bewunderungswertes; dann kehren wir gestärkt und getröstet in unsere Wirklichkeit zurück und nehmen ihr Begegnendes und Peinliches künftig gelassen hin, da wir Distanz gewonnen haben. Doch auch verfehlte Aufführungen haben ihren Bildungswert. Es ist mir oft genug begegnet, daß gerade solche die fruchtbarsten Diskussionen ausgelöst haben und das in Widerspruch Erkannte bei vielen Studenten zu einem besonders sicheren Besitz geworden ist. Freilich kann es auch wohl geschehen, daß eine mißratenne Aufführung die Freude an einem Dichter verdürt. Das wird aber kaum sehr oft der Fall sein. Das Schlechte läßt sich unsere Jugend noch weniger mit Gewalt einreden als das zweifellos Vollkommen. Die Hauptache ist die

Gärung des Mostes, aus dem ein reifer, klarer und gehalt-